

Unterwegs mit Gott

Viele biblische Gestalten folgten Gottes Ruf zum Aufbruch. Die vertraute Heimat wird gegen eine ungewisse Zukunft eingetauscht. Die Begegnung mit Gott führt aus der Komfortzone heraus und verändert alles.

von SANDRA HUEBENTHAL

Antiochenischer Zwischenfall – Fragen der Identität

Antiochia, eine antike Großstadt Ende der 40er Jahre des ersten Jahrhunderts. Die Hauptstadt der römischen Provinz Syria zählt in der Kaiserzeit bis zu einer halben Million Einwohner und ist nach Rom und Alexandria die drittgrößte Stadt des Imperiums. Sie ist urban, divers und beherbergt Menschen aus aller Herren Länder und mit allen nur denkbaren ethnischen, religiösen und kulturellen Hintergründen.

Irgendwo in dieser Großstadt versammelt sich eine kleine heterogene Gruppe aus Juden und Griechen, Sklaven und Freien, Männern und Frauen regelmäßig zum gemeinsamen Mahl in einem Privathaus. Sie ist Teil eines größeren dezentralen Netzwerks, das in der Provinz Judaea seinen Anfang genommen hat und sich hier, fernab des Jerusalemer Tempels und der jüdischen Wurzeln, in kleinen Hausgemeinden weiterentwickelt. Mal handelt es sich um 20, mal um 30 Mitglieder. Mehr als 50 zählt keine der Gruppen. Auch im über 2000 km entfernten Rom gibt es Gruppen, die zu diesem Netzwerk gehören und die sich mal mehr, mal weniger heftig mit den Synagogengemeinden vor Ort streiten. Kaiser Claudius, der eine sehr konservative Religionspolitik verfolgt und dem es vor allem um Ruhe in seiner Hauptstadt geht, werden die Querelen irgendwann zu bunt. Das Ergebnis ist ein Edikt, das alle Juden, egal ob sie der Synagoge oder

dem kleinen Netzwerk angehören, aus Rom ausweist. Auch wenn nicht alle Juden Rom verlassen, so kommen in der Folge dieses Edikts auch Mitglieder und Leiter einzelner römischer Hausgemeinden in andere Städte, wo sie Kontakt mit den lokalen Gruppen aufnehmen.

Ob sie auch nach Antiochia gekommen sind, ist nicht bekannt. Der Gedanke liegt aber nahe. Irgendwann in dieser Zeit, vielleicht kurz davor, vielleicht kurz danach, geraten bei einem der Gemeinschaftsmähler in Antiochia zwei Männer aneinander, die, wie es scheint, verschiedener nicht sein könnten. Einer von ihnen ist ein einfacher Fischer aus Galiläa, aramäischer Muttersprachler, verheiratet und hat derzeit als Schlüsselfigur des Netzwerks seinen Wohnsitz in Jerusalem. Der andere ist ein Zeltmacher aus Damaskus mit einem pharisäischen Hintergrund und guten Rhetorikkenntnissen. Er spricht aramäisch und griechisch, ist unverheiratet und schon seit einiger Zeit in Antiochia ansässig. Zuletzt haben beide sich vor gut einem Jahr im etwa 500 km entfernten Jerusalem getroffen, um in größerer Runde Fragen zu besprechen, die das Netzwerk und

seine Mitglieder betreffen. Dafür waren der Zeltmacher und andere aus der Gruppe von Antiochia nach Jerusalem gereist – eine Strecke, für die man zu dieser Zeit auf dem Landweg gut drei Wochen braucht. Jetzt sind Mitglieder der Jerusalemer Gruppe in Antiochia. Eigentlich schien nach dem Jerusalemer Treffen alles in Ordnung (Apg 15; Gal 2,1-10), doch was als Antiochenischer Zwischenfall bekannt ist (Gal 2,11.21), lässt das Gegenteil vermuten. Es geht hoch her: Der Zeltmacher beschuldigt den Fischer öffentlich der Heuchelei. Inhaltlich geht es dabei um Fragen der Identität: Wer sind wir? Wer gehört zu unserer Gruppe dazu und wie gehen wir miteinander um? Was gehört unhinterfragbar zu uns dazu, worüber kann man reden?

Was den Fischer und den Zeltmacher verbindet: Beide sind im Namen dieser Bewegung unterwegs und werden es bleiben, bevor sich ihre Spur zwei Jahrzehnte später in Rom verliert. Die Fragen und Konflikte, die Petrus und Paulus hatten und von denen die neutestamentlichen Texte erzählen, werfen auch

eine ganz andere Frage auf: Was heißt für die frühen Jesunachfolger eigentlich Heimat? Woher beziehen sie ihre Identität? Wie gehen sie fernab von zuhause und den kulturellen und religiösen Überzeugungen, in denen sie sozialisiert sind, mit Unterwegssein und Fremdheit um?

Rückblick auf die Glaubensgeschichte Israels

Szenenwechsel. Blättern wir zurück an den Anfang der Bibel. Wie hat das eigentlich alles begonnen? Seit der Mensch und seine Frau aus dem Paradiesgarten vertrieben wurden, sind biblische Gestalten unterwegs. Abraham ist die erste greifbare und nicht mehr rein mythische Figur, die uns nach der Urgeschichte entgegentritt. Das erste, was wir von ihm hören, ist Gottes Ruf zum Aufbruch: Geh fort aus deinem Land, aus deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde. (Gen 12,1-3).

Abraham ist der Erste von vielen, die aus der vertrauten Heimat ins Ungewisse aufbrechen, weil Gott

sie ruft. Die Erzeltern Abraham und Sarah, Isaak und Rebekka und Jakob mit Lea und Rahel sind beständig unterwegs, was auch mit der Herkunft der biblischen Erzähltradition aus dem nomadischen und halbnomadischen Umfeld zu tun hat. Zu diesem Zeitpunkt sind die Vorstellungen von Gott noch nicht trennscharf, was sich ebenfalls in den Erzähltraditionen spiegelt. So sucht Laban beispielsweise noch nach den Götterfigürchen, die seine Tochter Rahel gestohlen hat, um sie mitzunehmen, als sie nach vielen Jahren die väterliche Sippe verlässt. Zwar erscheint Gott dem Laban im Traum und gebietet ihm, Jakob zu schonen, doch Rahel kann schließlich nur eine List retten (Gen 31). Die Götterfigürchen sind bald danach vergessen, und aus Jakobs Söhnen werden die Stammväter Israels.

Bald wird die Hebräer eine andere Erfahrung prägen, die sie für die kommenden Generationen festhalten: Es ist die befreiende Erfahrung, dass, wo immer sie hinkommen, Gott immer schon bei ihnen ist. Mose begegnet im brennenden Dornbusch dem Gott seiner Vorfahren, der sich ihm als der Gott seines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs offenbart und ihm schließlich seinen sprechenden Namen verrät: der „Ich-bin“, der auch der „Ich-bin-da“ genannt wird (Ex 3,14). Ab diesem Zeitpunkt, so scheint es, ist nicht nur das Volk Israel unterwegs mit Gott, sondern auch Gott ist mit seinem Volk unterwegs.

Nach dem Exodus wandert dieses Volk vierzig Jahre – eine Generation lang – auf das gelobte Land zu. Mit dabei ist sein Gott, der als der Heilige in ihrer Mitte zeltet. Gemeinsam mit ihrem Gott kommen sie schließlich an ihrem Sehnsuchtsort, dem gelobten Land an. Dort beginnt nach langen Auseinandersetzungen mit den Einheimischen wie den Nachbarn eine Zeit der Ruhe und des Friedens. Salomo, der dritte König des Volkes, baut Gott schließlich ein Haus, in dem er fortan bleibt, während das Volk in seinem Land in Sicherheit ist. Gott wohnt im Tempel und im Rest des Landes sitzt in friedlichen Zeiten ein jeder unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaum. Das Heiligtum in Jerusalem wird zum zentralen Heiligtum zunächst eines, dann zweier Königreiche. Alles ist gut, so scheint es. Doch nicht für lange. Der Einfall der Assyrer setzt im achten Jahrhundert v. Chr. dem Nordreich ein Ende und mit den Babyloniern geschieht im Südreich rund 150 Jahre später die Katastrophe: Der Tempel wird zerstört und das Volk wird nach Babylonien ins Exil deportiert.

Und Gott? Er bleibt seinem Volk auch jetzt nicht fern. Geradezu genial ist im Buch Ezechiel beschrieben, wie der göttliche Thronwagen mit seinen feurigen Rädern den Tempel verlässt (Ez 1,4-28; 11,22-23). Gott geht mit seinem Volk ins Exil, und als das Volk etwa eine Generation später wieder aus dem Exil zurückkehrt, zieht auch Gott in sein wiederaufgebautes Haus ein. Im Exil und nach der Rückkehr kommen Fragen zu Heimat und Fremdheit noch einmal ganz anders zu Bewusstsein. Diese Erfahrungen werden vor allem in der Tora und den Geschichtsbüchern verarbeitet. Doch auch die Erfahrungen anderer, die ebenfalls mit Gott und auf ihn hin unterwegs sind und schließlich Teil des Volkes werden, finden sich in den Heiligen Schriften Israels. Ein Beispiel dafür ist das Buch Rut, das davon erzählt, wie eine Moabiterin Teil des Gottesvolkes wird – nach Dtn 23,2-9 und Neh 13,1-3 ein reichlich anstößiges Vorgehen. Damit die Kritik in nachexilischer Zeit ein wenig getarnt ist, wird die Erzählung in die mythische Vorzeit zurückverlegt.

Doch auch nach dem Exil ist noch lange nicht alles gut. Das Ringen um Fremdheit und Heimat und die Frage, was die eigene Identität ausmacht, geht im Land selbst ebenso weiter wie in der griechisch-

sprachigen jüdischen Diaspora. Bald wird es die griechische Kultur sein, die das Volk Israel herausfordert und zu neuen Verhandlungen über die Grenzen der eigenen Identität zwingt.

Unterwegssein und Fremdheit als Identitätsmarker

Wenn wir zurückkehren zu den beiden Männern, die in Antiochia aneinandergeraten, so zeigt sich, dass Unterwegssein und Fremdsein für sie Teil der Identität ihrer religiösen Tradition ist. Die Erinnerung, dass alle irgendwo einmal Fremde gewesen sind und immer irgendwo Fremde bleiben, ist in biblischen Texten festgehalten. Nicht ganz zufällig ist jene Rut aus Moab die Urgroßmutter von König David. In der Genealogie Jesu, mit der das Matthäusevangelium beginnt (Mt 1,1-17), wird sie als eine von vier Frauen erwähnt. Die anderen drei sind eine weitere findige Schwiegertochter, die, als Prostituierte verkleidet, ihren eigenen Schwiegervater verführt (Gen 38), und eine echte Prostituierte, die göttliche Kundschafter rettet (Jos 2) und dem Stammbaum Jesu zufolge die Mutter dessen ist, der Rut heiratet. Die vierte ist die (Frau des) Urija, bei der nicht so recht klar wird, wie freiwillig sie sich König David hingibt, nachdem er sie beim Bad beobachtet hat und in den Palast rufen lässt (2 Sam 11). Fremdheit und Integration spielen beim matthäischen Stammbaum eine wichtige Rolle, und es ist nicht überraschend, dass auch hier das Exil ein wichtiges Motiv ist.

Am deutlichsten ist die Erinnerung an Unterwegssein und Fremdheit in ihren unterschiedlichen Facetten vielleicht im heilsgeschichtlichen Credo festgehalten: In Dtn 26,1-11 findet sich gewissermaßen ein Text „von unterwegs“: Erzählt wird er in die Zeit der Wüstenwanderung des Volkes Israel hinein, bevor sie ins Land kommen. Verfasst ist er im Babylonischen Exil, als das Volk weit weg ist von zuhause und nicht klar ist,

ob und wann sie wieder nachhause kommen werden. Die Erinnerung an die eigene Fremdheit schließt in diesem Text ein, dass man die Fremden – diejenigen, die als Schutzsuchende im eigenen Land leben und nur begrenzte Rechte haben – sich mitfreuen lässt. Die Erinnerung an die eigene Fremdheit wird ebenso wachgehalten wie die Erfahrung von Exil und

Exodus. Der Dank geht an einen Gott, der nicht mehr länger ortsstabil gedacht wird. Es ist fürderhin nur

noch sein Name, der an dem Ort wohnt, den Gott zeigt. Gott gehört nicht mehr einem Volk allein und wohnt nicht mehr an einem festen Ort, sondern ist unter den Menschen. Er selbst zeigt die Orte an, die heilige Orte sind. Die Erfahrung von Fremdheit im Exil hat damit auch die Antwort auf die Frage verändert, wo Gott wohnt.

Die beiden Männer in Antiochia und ihre Gruppen sind mit einer ähnlich umstürzenden Erfahrung konfrontiert. Sie stehen vor der Herausforderung, dass die heidnischen Fremden sich auf die Botschaft von Jesus als dem gesalbten Gottessohn und Verkünder der Gottesherrschaft einlassen, viele der eigenen Leute aber nicht. Die Frage, wie der Glaube an den Messias der Juden in einem heidnischen Umfeld einwurzeln und angemessene Sozialformen finden kann – wer mit wem sprechen, wer wen berühren und wer mit wem essen kann und darf –, bringt die ersten Generationen der Jesusnachfolger in ernste Identitätskonflikte, wie sie sich in der Auseinandersetzung in Antiochia spiegeln. Auch hier sind Neuaufbrüche gefragt: Paulus wird nach dem Antiochenischen Zwischenfall zu seiner zweiten Missionsreise aufbrechen, in deren Verlauf er Gemeinden in Orten wie Philippi, Thessaloniki und Korinth gründet.

Paulus ist der prominenteste Bote der Gottesherrschaft und wie die meisten anderen biblischen Boten ist auch er ein Grenzgänger zwischen den Kulturen, der den Heiden die Heilsbotschaft in ihrer eigenen Sprache nahebrachte. Ein gutes Beispiel ist Korinth, Austragungsort der Isthmischen Spiele. Auch hier gründet Paulus (Haus)Ge-

meinden und schreibt wenige Jahre später einen Brief, in dem sich Bilder finden, die der Sprache des

Wettkampfs entlehnt sind. So sollten etwa die Athleten Christi, statt dem vergänglichen Siegeskranz der irthmischen Spiele aus welchem Eppich hinterherzulaufen, lieber darauf trainieren, einen unvergänglichen Siegeskranz zu erringen (1 Kor 9,24-27).

Paulus ist freilich nicht der Einzige; weniger bekannte Persönlichkeiten sind unterwegs: Das Ehepaar Priska und Aquila, die prominentesten Opfer des eingangs genannten Claudius-Edikts, taucht mal in Korinth und mal in Ephesus auf. Als Paulus gut zehn Jahre später seinen Brief an die römischen Gemeinden verfasst, sind sie längst wieder zurück in der Hauptstadt und stehen dort wieder einer Hausgemeinde vor. Andere Namen vertiefen den Einblick in das heterogene Netzwerk früher Gruppen von Jesusnachfolgern, wie die Apostel Andronikus und Junia. Schon der Begriff „Apostel“ drückt ihr Charisma aus: Apostel sind Gesandte und teilen mit Paulus die Herausforderung des Kulturtransfers. Alle Boten Gottes müssen ihren Zuhörern in Bildern, die sie kennen, von dem erzählen, was sie nicht kennen. Selbst die Ortsstabilen und Heimatverwurzelten lernen dabei, dass noch nicht erschienen ist, was sie sein werden (1 Joh 3,2), und ihr Bürgerrecht im Himmel ist (Phil 3,20). Dass sie im wahrsten Sinne des Wortes in der Welt,

»Jesusnachfolger sind im übertragenen Sinne unterwegs zu den himmlischen Wohnungen.«

nicht „besser“, „perfekter“ oder „heiliger“ als diejenigen, die sich vor Ort der Realität der nahe gekommenen Basileia Gottes anvertrauen.

Wenn es darum geht, dass Gott und seine Basileia ins Zentrum gestellt werden sollen, haben diejenigen, die unterwegs sind, nicht automatisch einen Vorteil denen gegenüber, die nicht alles verlassen haben, um Jesus nachzufolgen. Anders formuliert: Wenn man an die vielfältigen sozialen Verbindungen denkt, die sich bei der konsequenten Hinwendung zur Basileia Gottes zwangsläufig mitverändern, kann man genauso gut alles verlassen und Jesus nachfolgen, ohne Beruf und Wohnsitz aufzugeben. Jeder, der schon einmal eine neue Liebe – sei es ein Partner oder ein Hobby – hatte, die von seinem Umfeld nicht verstanden wurde, weiß, wie sich das anfühlt. Insofern gilt: Wer sich – an welchem Ort auch immer – der Realität der nahe gekommenen Basileia Gottes anvertraut, wer also den Willen Gottes tut, zählt zur Gemeinschaft Jesu und ist ihm Bruder, Schwester und Mutter (Mk 3,35). Jesusnachfolger unterwegs und zuhause sind damit einfach zwei unterschiedliche Sozialformen von Jüngerschaft, die aufeinander angewiesen sind und sich gegenseitig ergänzen. Ohne gastliche Aufnahme hätten die frühchristlichen Wanderprediger und -missionare ihren Auftrag nicht ausführen können und es wären nicht so rasch so viele neue Gemeinden entstanden.

Es ist daher kein Zufall, dass sich im Neuen Testament viele Weg-Metaphern finden. Am deutlichsten ist das vielleicht im Johannesevangelium, wenn Jesus selbst

aber nicht von der Welt sind (vgl. Joh 17,15-17). Doch auch jenen, die immer am gleichen Ort bleiben, wird der Aufbruch in ein neues Leben abverlangt, denn die Begegnung mit Gott und seiner Botschaft in Jesus Christus verändert alles.

Heimat im Unterwegssein

Das neutestamentliche Zeugnis situiert die frühen Jesusanhänger im Spannungsfeld von zuhause und unterwegs. Jenes kleine dezentrale Netzwerk von lokalen Versammlungen (ekklesien), aus dem sich einmal die Kirche entwickeln wird, lebt von Anfang an in der Spannung zwischen zwei Polen, die nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen: Heimat und Heimatlosigkeit, Unterwegssein und Am-Ort-Sein. Stabile Ortsgemeinden und wandernde Apostel und Missionare – Männer wie Frauen – bedingen einander und brauchen einander. Beide machen miteinander den Austausch, die binäre Signatur christlicher Existenz aus. Ortsstabilität muss dabei nicht Enge und Rückständigkeit heißen, im Gegenteil. Gerade die frühe Jesusbewegung zeigt das recht anschaulich: Der in der exegetischen Literatur beliebte Gegensatz zwischen „Wanderradikalen und festen Ortsgemeinden“ ist ein wenig zu holzschnittartig. Dass die einen mobiler sind als die anderen und die Weiterverbreitung der Botschaft nicht ohne Boten funktionierte, ist unbestritten. Doch die beiden Gruppen lassen sich kaum gegeneinander ausspielen, insbesondere nicht, wenn damit implizit oder explizit eine Wertung verbunden ist: Die reisenden Missionare sind

*»Alle sind irgendwo einmal
Fremde gewesen und bleiben
immer irgendwo Fremde.«*

sich als Weg bezeichnet (Joh 14,6). Bei Markus war das Weg-Motiv noch für den Weg des Menschensohnes ans Kreuz reserviert (Mk 8-10), später wird es ausgeweitet. Lukas geht so weit, die Nachfolgegemeinschaft als Anhänger des „Weges“ zu bezeichnen (Apg 9,2; 18,25f; 19,9.23; 24,14.22). Die Jesusnachfolger sind demnach auch im übertragenen Sinne unterwegs zu den himmlischen Wohnungen (vgl. Joh 14), dem Zuhause bei Gott, frei nach Augustinus: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir“ (Conf. 1,1). „Wir haben hier keine bleibende Stadt“ – so bringt es der Hebräerbrief auf den Punkt (Hebr 13,14).

Unterwegssein ist ein biblisches Charisma, das ganz konkretes körperliches wie geistiges Unterwegssein bedeuten kann und dabei auf die Offenheit des Menschen setzt,

»Die Begegnung mit Gott und Jesus führt aus der Komfortzone heraus.«

die von seiner Ergriffenheit von Gott und seiner Botschaft rührt und ihn zu Begegnung und Veränderung bereit macht.

Wenn man der Apostelgeschichte Glauben schenkt, war Antiochia, unser Ausgangspunkt, der Ort, an dem die Jesusnachfolger zum ersten Mal „Christianer“, Christen, genannt wurden (Apg 11,26). Im kulturellen Gedächtnis des Christentums spielt der Antiochenische Zwischenfall eine untergeordnete Rolle. Die Position des Zeltmachers hat sich schon gut eine Generation später insgesamt durchgesetzt, und doch ist bei allem Wunsch nach Stabilität die Identität der Nachfolgegemeinschaft eine Identität des Unterwegsseins geblieben. Die Begegnung mit Gott und Jesus führt aus der Komfortzone heraus, nicht in sie hinein. Selbst wenn das Leben kein Wanderdasein ist, ist inne-

rer Aufbruch gefragt. Irgendetwas bleibt immer zurück, muss verabschiedet werden. Gleichzeitig schließt der Aufbruch in die neue Wirklichkeit oder das Reich Gottes die Flexibilität ein, Fremden zu begegnen sowie dem und den Fremden erklären zu können, wer man ist und was man tut. Das braucht eine stabile Identität, aber keine starre. In jedem Kontext, in jedem Raum, in den man eintritt, brechen andere Fragen auf, die neu und situationsgemäß zu beantworten sind, ohne sich selbst zu verbiegen oder untreu zu werden.

Wir merken das noch heute. Auch heute sind Unterwegssein und Vor-Ort-Sein zwei Seiten christlicher Existenz. Auch hier darf ein Charisma nicht gegen das andere ausgespielt werden. Noch heute sind beide Spuren sichtbar in den religiösen Ausdrucksformen, bis hinein ins Liedgut. Die Sehnsucht nach Heimat bleibt erhalten, wenn es heißt „Wir sind nur Gast auf Erden“ oder die Sankt Georgener Messe im Schlusslied ausklingt mit „Wir haben hier keine bleibende Stadt, vielmehr die kommende suchen wir. Wir haben hier auch kein bleibendes Haus, aber ein Zelt der Begegnung mit dir.“

Christ sein – und das trifft auf römisch-katholische Christen in besonderer Weise zu – hat mit Bernhard Giesen gesprochen weder eine primordiale noch eine traditionale, sondern eine universalistische Codierung. Katholisch ist (man) nicht nur zuhause, bei der Familie, am Heimatort oder in der Heimatgemeinde, sondern überall. Kirche konstituiert sich dort, wo zwei oder drei Glaubensgeschwister im Name des Herrn versammelt sind. Katholische Identität hat noch immer viel mit Ritual zu tun und stiftet in besonderer Weise Heimat, wo immer man am Gottesdienst teilnimmt. Das funktioniert zumeist auch ganz unabhängig von der Sprache: Auch in Frankreich, in den USA, auf den Philippinen oder in Kenia ist ein katholischer Gottesdienst als katho-

lischer Gottesdienst zu erkennen und es ist kein Problem, sich mitfeiernd einzufügen. Für einen Moment verschwimmen dann Unterwegssein und Heimat, Geborgenheit und Fremdheit, im Wissen, dass alle gemeinsam Volk Gottes sind, das in diesem Augenblick einen Vorgeschmack auf das himmlische Jerusalem bekommt, bevor jeder wieder in seinen Alltag zurückkehrt.

Über die Autorin

Dr. Sandra Huebenthal ist Professorin für Exegese und Biblische Theologie an der Universität Passau. 2018 gab sie zusammen mit Melanie Peetz die Festschrift für Hans-Winfried Jüngling SJ mit dem Titel „Ästhetik, sinnlicher Genuss und gute Manieren: Ein biblisches Menü in 25 Gängen“ heraus (Peter Lang Verlag).